

**FESTGABE ZUM 80. GEBURTSTAG
VON GÜNTER HITZEMANN**

Dank sagen und die Gnade Gottes erbitten

Karl-Heinz Neukamm

Lieber Bruder Hitzemann, durch Gottes Güte dürfen Sie den 80. Geburtstag feiern. Für mich ist das ein willkommener Anlass, das Buch der Erinnerungen zu öffnen und die Jahre gemeinsamen Dienstes ins Gedächtnis zu rufen. Sie waren als Direktor des Diakoniewerkes Bethel e. V. in Berlin-Dahlem im Ehrenamt Stellvertretender Vorsitzender der Diakonischen Konferenz des Diakonischen Werkes der EKD, die mich im Oktober 1983 zum Präsidenten wählte. Mit meinem Dienstbeginn im Mai 1984 setzte sich eine schon in der Diakonischen Konferenz und dem Diakonischen Rat begonnene vertrauensvolle Zusammenarbeit fort. Sie waren Vorsitzender des Verbandes Freikirchlicher Diakoniewerke und von 1984 bis 1988 auch Vorsitzender der Diakonischen Arbeitsgemeinschaft evangelischer Kirchen, dem Miteinander von Freikirchen und Landeskirchen in der Diakonie. Ich erinnere mich nicht nur an Jahre ungetrübt partnerschaftlicher Zusammenarbeit, sondern vor allem an eine immer neu bewährte Weggenossenschaft auf der Grundlage theologischer und geistlicher Übereinstimmung. Sie haben die Jahre der gemeinsamen Arbeit in der Diakonischen Arbeitsgemeinschaft einmal einen ökumenischen Lernprozess genannt, eine Inhaltsbestimmung, der ich aus eigener Erfahrung gern zustimmen konnte.

Lassen Sie mich zunächst meine von Herzen kommenden Glückwünsche zu Ihrem besonderen Geburtstag aussprechen, bevor ich auf Fragen des uns persönlich und unsere Kirchen verbindenden diakonischen Auftrags eingehe und an Schwerpunkte der Arbeit in unseren gemeinsamen diakonischen Jahren erinnere. Gratulation in ihrem tiefsten Wortsinn schließt Beides ein, den Dank an den Jubilar und die Bitte an den Geber aller guten Gaben um sein gnädiges Geleit auf dem weiteren Lebensweg. Viele Schwestern und Brüder in der Diakonie unserer Kirchen haben im Gedächtnis des Herzens gute Erinnerungen an die gemeinsamen Dienstjahre aufbewahrt, vor allem auch an die biblischen Wegweisungen und die geistlichen Gespräche, die im Mittelpunkt unserer Begegnungen standen. Gott segnet uns in Gestalt von Menschen an unserer Seite, mit denen wir die Freuden und die Lasten des Lebens und der beruflichen Pflichten teilen können. Für diese beglückenden Erfahrungen können wir nicht genug danken. Die erste Adresse, an die wir uns an besonderen Gedenktagen wie einem Geburtstag wenden, ist unser Herr und Gott. Zu ihm beten wir mit dem 103. Psalm: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.“ Diesem Herrn bringen wir unser Lob, ihm danken wir für alles Gute, das wir aus

seinen Händen empfangen haben. Ihm öffnen wir unsere Herzen und über unsere Lippen kommt Dank und Wunsch zugleich: Lobe den Herrn und vergiss nicht!

Zum Lob und Dank der Gratulation gesellt sich die Bitte um Gottes gnädiges Geleit für den weiteren Lebensweg. Besseres, Tieferes, Wichtigeres können wir uns nicht wünschen als die Tag für Tag neue Erfahrung der Gnade Gottes. „Bleib du uns gnädig zugewandt und führe uns an deiner Hand, damit wir sicher schreiten“ lautet die Bitte von Jochen Klepper in seinem Lied „Der du die Zeit in Händen hast.“ Wir haben einen gnädigen Gott, der nicht ständig in die uns belastenden Akten schaut, was gestern und vorgestern sich in unserem Leben zugetragen hat, wie wir an ihm und an unseren Mitmenschen schuldig geworden sind. Wir haben einen Gott, der Sünde vergibt und immer neu mit uns beginnt. Wir dürfen hinter uns lassen, was uns beschwert hat, Schuld, Schmerzen, Enttäuschungen mit Menschen, unser Versagen.

Der 103. Psalm bezeugt es uns: „Er lässt seine Gnade walten über denen, die ihn fürchten.“ Der Apostel Paulus beginnt alle seine Briefe mit dem Gnadenwunsch: „Gnade sei mit euch und Friede.“ Gratulieren bedeutet Danken und Gnade erbitten.

1. Ein verbindender Auftrag

Es ist nicht in das Ermessen oder Belieben der Kirche gestellt, ob sie Diakonie üben will oder nicht. Der Herr der Kirche hat einen alle Christen verpflichtenden Dienstauftrag erteilt, der unabhängig von dem gesellschaftlichen Umfeld, in dem die Kirche lebt, erfüllt werden muss. Jesus Christus ist in diese Welt gekommen, um zu dienen, nicht um sich dienen zu lassen (Mt 20, 28). Er will, dass alle, die ihm nachfolgen, sich seinen geringsten Brüdern und Schwestern zuwenden (Mt 25, 31–46). Er scheut sich nicht, auch die einfachsten Sklavendienste zu tun, indem er seinen Jüngern die Füße wäscht. Damit setzt er Maßstäbe für alle Diakonie: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit ihr tut, wie ich euch getan habe“ (Joh 13, 15). Der Dienst Jesu Christi als Diakon Gottes findet seine Vollendung in seinem Leiden und Sterben am Kreuz. Was Diakonie in ihrer tiefsten Bedeutung ist, kann nur in der immer neuen Begegnung mit Jesus Christus, im Hören auf sein Evangelium, in der Gemeinschaft des Abendmahls, im betenden Gespräch mit ihm und in der Gemeinschaft mit anderen in die Nachfolge Jesu Christi berufenen Frauen und Männern erfahren werden. Für die Identität der Diakonie ist entscheidend, dass für sie die Erkennungszeichen der ersten christlichen Gemeinden gelten: „Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet“ (Apg 2, 42).

Diakonie ist immer und überall Frucht und Folge im Leben von Menschen, die Gottes Liebe erfahren haben. Christen geben weiter, was sie aus

Gottes Händen empfangen. Nur von Jesus Christus immer wieder neu zum Dienst befreite Menschen können sich in Liebe und Geduld den Menschen in ihrer Umgebung zuwenden, die ohne die Hilfe anderer nicht leben können. Dieser Dienst ist aber nicht nur gegenseitige Zuwendung und wechselseitiger Zuspruch von Menschen, die zur christlichen Gemeinde gehören. Aus der Quelle der Liebe Jesu Christi schöpfende Diakonie gilt allen Menschen, die Gottes Geschöpfe sind und besondere Zuwendung brauchen. Darum endet Diakonie nicht an den Grenzen einer Kirche oder einer Gemeinde. „Die Kirche hat den Auftrag, Gottes Liebe zur Welt in Jesus Christus allen Menschen zu bezeugen.“ So beginnt die Satzung des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland. In der Diakonie der Kirche schulden wir den Menschen beides, den Dienst der lebensnotwendigen Handreichungen und den Dienst der Mitteilung des Evangeliums. Gott will, dass allen Menschen geholfen wird und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, von wem sie geschaffen sind, wozu sie das Leben haben und wie das Ziel heißt, an dem alle Geschöpfe Gottes einmal erwartet werden.

2. Eine gemeinsame Dienstanweisung

Für alle Diakonie der Kirche gilt ein Dauerauftrag, der besagt, dass sie sich vor allem um die Menschen zu kümmern hat, die auf der Verliererseite und nicht auf der Siegerseite des Lebens stehen. Es sind die Menschen, die in einer besonders schwierigen Lebenssituation sind. Das sind Menschen in materieller oder seelischer Armut, einsame Alte, verbitterte Arbeitslose; alkoholkranken Frauen und Männer, Ausländer, Aussiedler und Asylsuchende, Menschen, die wohnungslos und obdachlos geworden sind, Menschen, die schuldig wurden oder sich maßlos verschuldet haben. Sie suchen verstehende Begleiter, Gesprächspartner, Nothelfer, Weggefährten. Sie brauchen Menschen, die ihnen Lasten abnehmen, dem Elend wehren, Leid lindern oder vermindern. Aber Diakonie will mehr sein als qualifizierte Sozialarbeit. Aus dem Evangelium erwachsende Diakonie braucht Frauen und Männer, die sich als Christen zu erkennen geben und ihren Dienst für die Menschen ganzheitlich verstehen. In der Satzung des Diakonischen Werkes der EKD wird Diakonie so beschrieben: „Sie nimmt sich besonders der Menschen in leiblicher Not, in seelischer Bedrängnis und in sozial ungerechten Verhältnissen an. Sie sucht auch die Ursachen dieser Not zu beheben. Da die Entfremdung von Gott die tiefste Not des Menschen ist und sein Heil und Wohl untrennbar zusammengehören, vollzieht sich Diakonie in Wort und Tat als ganzheitlicher Dienst am Menschen.“

Für die Kirche spricht nicht nur, was sie sagt. Für die Menschen unserer Gegenwart ist wichtig, wie die Kirche lebt, wie sie mit alten, behinderten, kranken, pflegebedürftigen, auffälligen, gefährdeten und verfolgten Menschen umgeht. Aber die Kirche ist nicht nur von den Menschen in ihrer Umgebung, sie ist auch von ihrem Herrn gefragt. Er fragt, ob das Zeugnis

der Lippen und das Beispiel des Lebens, das Reden und das Handeln, das Vergeben und das Heilen in der christlichen Gemeinde übereinstimmen. Die Kirche Jesu Christi bedarf der immer neuen Kurskorrektur, damit sie auf dem Weg bleibt, auf dem Christus selbst vorangeht. Die Kirche kann sich deshalb nicht nur an menschlichen Bedürfnissen und Erwartungen orientieren. Sie muss sich an dem ihr von Christus gestellten Auftrag messen lassen. Immer geht es in der diakonischen Arbeit auch darum, Wege zum Glauben zu zeigen und zur Freude an Gott zu helfen. Für alle Formen der Diakonie ist entscheidend, dass sie durch Menschen geschieht, die selbst durch das Evangelium von Jesus Christus bestimmt sind. Eine Diakonie, die sich immer stärker im Wettbewerb vorfindet, muss umso deutlicher um ihr geistliches Profil bemüht sein.

3. Unverwechselbare Erkennungsmerkmale

Ungezählte kleine, oft sehr unscheinbare Schritte sind es, die das Wesen kirchlicher Diakonie ausmachen. Bei einem anderen Menschen auszuhalten, einem unsympathischen Menschen nicht zu entfliehen, den Fremden nicht den Rücken zu kehren, die gescheiterten Menschen nicht fallen zu lassen, mit schuldig Gewordenen einen neuen Anfang zu wagen, einen Sterbenden nicht allein zu lassen, das alles sind Erkennungszeichen einer im Namen und im Auftrag des Diakons Jesus Christus geschehenden Diakonie.

Unendlich viele Menschen warten Tag für Tag auf Zeichen der Liebe, des Verstehens und der Zuwendung. Alle Diakonie geschieht in der Gewissheit, dass Gottes Diakonie allen unseren Handreichungen vorausgeht. Dass Gott in seiner Güte und Geduld uns immer wieder das Mitmachen in seiner Arbeit erlaubt, ist Grund zu immer neuer Dankbarkeit. Dass Gott immer neuen Frauen und Männern das Herz für den Nächsten auftut, so dass sie zum Dienst der Zuwendung bereit werden und in der großen diakonischen Dienstgemeinschaft mitarbeiten, ist immer neu Anlass zum Staunen. Alle Diakonie wird daran erkennbar, dass sie sich am Evangelium orientiert, sich in der Gemeinschaft der Gottesdienste stärkt, um Wegweisung für die nächsten Schritte bittet, das Danken nicht vergisst und darauf vertraut, dass Gottes Möglichkeiten unbegrenzt sind. Im Haus Gottes ist für alle seine Geschöpfe Platz. Es gibt nicht wertvolles und wertloses Leben. Es gilt, immer neue Phantasie der Liebe zu entwickeln, wie Menschen in ihren Nöten geholfen werden kann.

In der diakonischen Arbeit unserer Kirchen geschieht vieles, was in ähnlicher Weise auch durch andere Wohlfahrtsverbände mit ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern geleistet wird. Im Blick auf die wachsende Not im eigenen Land und in der weiten Welt können wir gar nicht genug dafür danken, dass sich viele Menschen und Organisationen bemühen, der Not unter den Menschen zu wehren. Diakonie geschieht nicht nur im Rahmen

der organisierten Diakonie der Kirchengemeinden oder anderer diakonischer Rechtsträger. Christen sind in vielen Feldern sozialer Arbeit, in den Wohlfahrtsverbänden, im kommunalen und staatlichen Bereich, vor allem auch in vielen privaten Organisationen tätig. Das ist Anlass genug, dafür zu danken, dass Christen so viele Möglichkeiten haben, ihrem Glauben eine Stimme und ihrer Überzeugung Hand und Fuß zu geben.

Diakonie im Namen und im Auftrag Jesu Christi bleibt daran erkennbar und in allem Tun unverwechselbar, wenn sich ihre Mitarbeitenden mit ihrem Dienstauftrag und mit ihrem Dienstgeber identifizieren. Viel Zeit und Raum nimmt deshalb neben der fachlichen die geistliche und seelsorgerliche Begleitung ein. Caritas und Diakonie müssen unverwechselbar bleiben. Wenn Bürger unseres Landes oder ihre Angehörigen sich für die Hilfe durch eine kirchliche Einrichtung entscheiden, dann verbinden sie damit neben Erwartung einer freundlichen Zuwendung, eines aufmunternden Wortes und der notwendigen praktischen Hilfestellung doch auch ein Zeugnis des Glaubens.

4. Stationen eines gemeinsamen diakonischen Weges

Die geschilderten Wegmarkierungen bestimmen die Inhalte und die Zielsetzung der beiden kirchlichen Wohlfahrtsverbände, des Deutschen Caritasverbandes und des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland. Auch wenn es keine offiziellen Texte gibt, in der die Übereinstimmung in der biblischen Grundlegung und der theologischen Zielsetzung unseres gemeinsamen Dienstes beschrieben ist, so sprechen doch die Schwerpunkte der täglichen Praxis für sich. Das verbindende Leitwort, Aufgabenbeschreibung und Zielsetzung könnte in Kurzfassung lauten: *Crucificum praedicare, caritatem exercere*. Wir predigen den gekreuzigten Christus und geben die erfahrene Liebe weiter.

Der Beginn meines gemeinsamen diakonischen Weges mit Präsident Georg Hüßler hat ein Datum. Am 13. Mai 1984 wurde ich in der Stuttgarter Stiftskirche durch den damaligen Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Landesbischof Professor D. Eduard Lohse, in das Amt des Präsidenten eingeführt. Einer der Assistenten am Altar war Präsident Hüßler, der mir die Hand auflegte und mich für meinen Dienst in der Diakonie der Kirche segnete. Dieser Beginn meines Dienstes in der Stuttgarter Hauptgeschäftsstelle war ein sprechendes Zeichen für die in Jahren und Jahrzehnten gewachsene Nähe von Caritas und Diakonie. Dankbar erinnere ich mich meines verehrten Vorgängers im Amt, Professor Theodor Schober, der in seiner Amtszeit die Brücken der Verständigung gebaut hat, die zu regelmäßigen Begegnungen der Personen und der Leitungsorgane führten. Die Nähe unserer Zentralen, Freiburg und Stuttgart, haben die ständigen Kontakte erleichtert. Mehrmals trafen wir uns mit den Mitgliedern unserer Leitungen in unseren Arbeitszentralen, immer mit einer Be-

sinnung auf die biblisch begründete Dienstanweisung, bevor wir die lange Liste gemeinsamer täglicher Aufgaben im Dienst für die Menschen unseres Landes bearbeiteten. Caritas und Diakonie haben gemeinsame Wurzeln, aus der sie die Kraft für die tägliche Arbeit nehmen.

Viele Namen wären zu nennen, die alle für ein immer vertrauensvolles Miteinander in jenen Jahren sprechen. Stellvertretend sei an einen der Brückenbauer erinnert, der schon heimgerufen worden ist, den Direktor der Ökumenischen Hauptabteilung und der Aktion „Brot für die Welt“, Hans-Otto Hahn. Die Namen Hüßler und Hahn stehen für praktizierte Ökumene bei den Einsätzen in Vietnam, Nordirland, Biafra und Gabun, um nur diese Stationen zu nennen. Viel Not konnte durch dieses ökumenische Zeugnis aus der Verbundenheit des Glaubens gelindert werden. Die gemeinsame Katastrophenhilfe hat sich in vielen Jahren immer neu bewährt.

Caritas und Diakonie waren in vielen Bereichen Anwälte der hilfsbedürftigen Menschen unseres Landes. Die sogenannten Doppelkopfbriefe mit den Unterschriften beider Präsidenten hatten den Deutschen Bundestag, die Bundesregierung und die Bundesministerien als Adressaten, um auf Nöte von Menschen aufmerksam zu machen. Dabei sei dankbar an die Tatsache erinnert, dass der Staat als unser Partner den Dienst der Kirchen schätzte und schützte. Alle uns gebotenen Möglichkeiten zur Mitgestaltung des Sozialstaates wurden wahrgenommen, sei es durch eigene Vorschläge für konkrete Maßnahmen, sei es durch Stellungnahmen zu Gesetzen vor ihrer Verabschiedung durch das Parlament. An diese offenen Türen bei unseren staatlichen Organen sei dankbar erinnert.

Wir hatten unsere Aufgaben in einem geteilten Deutschland und in getrennten Kirchen wahrzunehmen. Die Machthaber der damaligen DDR hatten die verbindenden Brücken zwischen Ost und West weithin abgebrochen. Die Mauer in Berlin, die Grenzbefestigungen, die Stacheldrahtzäune und die Todesstreifen quer durch Deutschland bleiben in schlimmer Erinnerung. Deshalb und trotzdem galt es, wo immer es möglich war, Brücken zu bauen – „nach drüben“, wie wir zu sagen pflegten. Auf vielen Wegen haben unsere Kirchen mit ihrer Caritas und Diakonie Brücken zu bauen versucht. Es gehört zu den beglückenden Erfahrungen in den Jahren der politischen Trennung unseres Landes, dass sich viele Christen an diesem Brückenschlag beteiligt haben. Mit Briefen, Besuchen, Paketen und mit viel Phantasie der Liebe wurden Gräben überbrückt. Das Netz ungezählter Verbindungen zwischen den Menschen in beiden Teilen Deutschlands ist in den 40 Jahren der Trennung immer dichter geknüpft worden. Dieses Netz hat sich trotz aller Schwierigkeiten als tragfähig erwiesen und wesentlich dazu beigetragen, dass sich die Menschen in beiden Teilen Deutschlands nicht losgelassen haben.

Auf der gemeinsamen Tagesordnung von Caritas und Diakonie stand auch regelmäßig das Thema Europa. Der Caritasverband hatte angesichts der kirchlichen Situation in den europäischen Staaten bereits stärkere organisatorische Kontakte. Aber auch die Evangelische Kirche in Deutschland

mit ihrer Diakonie bekannte sich angesichts der sich öffnenden Grenzen in Europa zur sozialen Verantwortung für Europa und zum Gedanken eines sozialen Europa. Der Dienst der Kirchen, in dem sie unersetzbar und unvertretbar sind, besteht in mutmachender Verkündigung, nachgehender Seelsorge und helfender Diakonie. Europas Staaten brauchen Bürger, die Christen sind. Sie brauchen Menschen mit einer diakonischen Gesinnung, wenn Europa nicht in Egoismus, Materialismus und Nationalismus untergehen soll. Unser gemeinsames Bemühen war, der Freien Wohlfahrtspflege neben den privaten und öffentlichen Anbietern ihren Platz in Europa zu sichern. Die Zusammenarbeit mit Gleichgesinnten im Raum der Europäischen Gemeinschaft wurde gefördert. In einer Erklärung zu den Maastrichter Verträgen wurde bestätigt, dass eine Zusammenarbeit der EG mit den Verbänden der Wohlfahrtspflege von großer Bedeutung ist.

5. Dank für den gemeinsamen Dienst

Am 30. September 1991 hat sich in Freiburg auch die Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege mit der Arbeiterwohlfahrt, dem Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband, dem Deutschen Roten Kreuz, dem Diakonischen Werk der EKD und der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland von Präsident Georg Hüßler verabschiedet. Im Namen unserer Verbände habe ich ausgesprochen, was wir in den Vorständen unserer Verbände und der Bundesarbeitsgemeinschaft empfunden haben: „Dr. Hüßler wird uns allen fehlen. Er hat mit seiner liebenswerten Art, mit der Weisheit der Erfahrung seines Lebens und mit seiner Persönlichkeit einen festen Platz in der Freien Wohlfahrtspflege Deutschlands. Wir werden Sie vermissen, auch mit Ihrer Güte und mit Ihrem Humor und mit Ihrer liebenswürdigen Hartnäckigkeit.“

Uns allen ist das Aufhören verordnet. Unser Herr Jesus Christus gibt uns die Aufgaben, die er uns überträgt, nur auf Zeit. Aber wir erfahren immer wieder neu, dass der Herr Jesus Christus nicht aufhört, Menschen in den Christusdienst der Nächstenliebe zu rufen und mit seinem Wort Menschen zur Caritas und zur Diakonie zu bewegen. Er hört nicht auf, immer neu anzufangen. Was bleibt, ist die Verheißung Christi, die uns im Hohen Lied der Liebe des Apostels Paulus (1Kor 13) zugesprochen wird: „Die Liebe hört niemals auf“ – „Caritas numquam excidit.“ Wo immer uns das Aufhören in unseren Ämtern verordnet ist, bleibt die Gewissheit, dass Christus nicht müde wird, neu anzufangen.

In den Jahren unseres gemeinsamen diakonischen Weges hat in unseren Kirchen vieles aufgehört, was wir schmerzlich empfunden haben. Die Zahl der Frauen und Männer in den Ordensgemeinschaften, den Schwesternschaften und Bruderschaften hat sehr abgenommen. Aber aus den biblischen Wurzelstöcken sind neue Zweige gewachsen. Neue Formen des Dienstes und neue Gemeinschaften sind entstanden. Wir haben die Erfah-

rung gemacht, dass bei allem Aufhören Gott in seinen unbegrenzten Möglichkeiten neue Kapitel der Liebe schreibt.

Auf unserem gemeinsamen Weg und in unserem gemeinsamen Dienst hat uns immer wieder die Frage beschäftigt, was aus der Caritas, was aus der Diakonie wird. Wir haben miteinander unter den schmerzlichen Erfahrungen gelitten, dass die Not unter den Menschen so groß und die Kraft der Christen oft so klein ist. Wir haben miteinander den Schmerz empfunden, dass in den neuen und in den alten Ländern Deutschlands die Botschaft des Evangeliums oft so wenig Gehör findet. Wir mussten zur Kenntnis nehmen, dass unsere Kräfte begrenzt sind und nicht alles unter dem Himmel machbar, organisierbar und planbar ist. Aber uns hat auch die Gewissheit des Glaubens verbunden, dass uns Gott in seiner Caritas und Diakonie braucht. Auch wenn wir auf unseren Wegen unter der Trennung unserer Kirche leiden, sind wir doch vereint in der Gewissheit des Glaubens, dass in Caritas und Diakonie von Gott gewollte und begabte, zum Dienen befreite und zur Nächstenliebe geforderte Leute am Werk sind, die er mit immer neuen Kräften ausstattet, bis er sie einmal in die bleibende Freude seines Reiches ruft. Bis dieser Ruf ergeht, bleibt es unser gemeinsamer Auftrag, die Liebe Christi zu empfangen und auszuteilen. Der Platz der Diakonie und der Caritas und der Umfang ihrer Arbeit mögen sich ändern. Aber in allen Veränderungen kann uns die Gewissheit im Glauben zuversichtlich und gelassen machen: „Die Liebe hört niemals auf“ (1Kor 13, 8).

6. Gemeinsame Aktion „Brot für die Welt“

Eine starke Klammer, die Landes- und Freikirchen und ihre Diakonie zusammenhält, ist die Aktion „Brot für die Welt“. Im Advent 1959 riefen die evangelischen Landes- und Freikirchen in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR zu einer Sammlung für „Brot für die Welt“ auf. 12 000 Menschen kamen in die Berliner Deutschlandhalle zur Eröffnung. 14,6 Millionen erbrachte die erste Kollekte in der Bundesrepublik, 4,8 Millionen in der DDR. Dankbarkeit für erfahrene Hilfe durch Kirchen und Christen in bitteren Nachkriegsjahren war das eine Motiv. Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung für die Menschen in bitterer Armut in Afrika, Asien und Lateinamerika war das andere Motiv.

Dieses Erbe dankbarer Erfahrung von Hilfe und Übernahme weltweiter Verantwortung für Menschen in vielfachen bitteren Nöten galt es zu bewahren: „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“ Jahr für Jahr hatten wir uns als Erben in immer neuen Aktionen des Dankes zu bewähren. Den Mitgliedern unserer Freikirchen konnten wir in aller Regel bescheinigen, dass sie sich im Bezug auf die Opferbereitschaft in besonderer Weise bewährt haben. Das durchschnittliche Spendenergebnis pro Gemeindeglied lag bei unseren Freikirchen höher als in den Gemeinden der Landeskirchen.

Seit Beginn der Aktion Brot für die Welt ist eine erfreuliche Zusammenarbeit zwischen den Freikirchen und den Landeskirchen der EKD gewachsen. Im Verteilerausschuss der Aktion Brot für die Welt übernahmen die Vertreter der Freikirchen wichtige Positionen. Das gilt auch für die Positionen des Vorsitzenden und des 1. Stellvertreters.

Das Spendenaufkommen ist in den mittlerweile 50 Jahren der Aktion zum Teil beträchtlich, teilweise aber auch gar nicht gestiegen. Grund dafür ist in verschiedenen Jahren, dass besondere Katastrophen stattfanden, die zu großer Spendenbereitschaft führten. Auch mehrten sich die Initiativen, weltweit die menschlichen Nöte zu lindern. Viele große Tageszeitungen führen eigene Spendenaktionen mit einem sehr hohen Spendenaufkommen durch. Im Unterschied zu den kirchlichen Aktionen nennen sie öffentlich die Namen der Spender und die Höhe ihrer Spenden. Das führte dazu, dass die evangelische Aktion „Brot für die Welt“ und die katholische Organisation Misereor ihre Spitzenstellung verloren haben. Auch müssen wir in unseren Kirchen die schmerzliche Erfahrung machen, dass die Zahl der Menschen, die ihrer Kirche den Rücken kehren, die Zahl derer übersteigt, die neu oder wieder sich einer Kirche anschließen.

Am 1. Dezember 1991, dem ersten Adventssonntag, konnten wir in Berlin mit großer Freude und immer noch lebendigem Staunen nach den Jahren der Teilung unseres Landes und der Trennung unserer Kirchen und ihrer Diakonie die erste gemeinsame Eröffnung der 33. Aktion „Brot für die Welt“ vornehmen. Es war das zweite Mal in der Geschichte dieser segensreichen Aktion des Dankens und Teilens, dass sie für ganz Deutschland und für alle evangelischen Kirchen in einer Feierstunde erfolgte. Auch diese Aktion wollte Signale der Hoffnung aussenden zu den Menschen in Afrika, Asien und Lateinamerika. Trotz nicht geringer Sorgen im eigenen Land und in Europa sollten wir die Erfahrung machen, dass das Teilen mit Menschen außerhalb der eigenen Grenzen die bei uns vorhandenen Sorgen gering und klein werden lassen.

Wenn wir an die unsere Kirchen und ihre Diakonie verbindende starke Klammer „Brot für die Welt“ denken, dann müssen wir uns auch erinnern lassen, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Menschen brauchen Liebe und Zuwendung, die Annahme durch andere Menschen, persönliche Pflege in den Tagen des Leidens und immer wieder neu ein gutes Wort. Die einen suchen mehr Gemeinschaft, damit sie aus ihrer Einsamkeit erlöst werden. Andere suchen starke Schultern, auf die sie ihre Lebenslast abladen können. Viele suchen einen Menschen, der sie anhört und in das Herz schließt. In unseren Kirchen verbindet uns die Einladung an den Abendmahlstisch. Der Herr Jesus Christus lädt uns immer wieder an seinen Tisch, an den Tisch der Beschämung, der Stärkung und der neuen Sammlung. Die Einladung dient zunächst zu unserer Beschämung, weil die Eingeladenen bis heute untereinander streiten, über die Bedeutung der Taufe und des Abendmahls. Aber unser Herr möchte immer wieder reinen Tisch mit uns machen. Wir haben Grund zur Freude, weil wir an seinem Tisch heilende Kräfte empfangen können. Der Abendmahlstisch, an den wir geladen werden, ist auch ein Tisch der

Stärkung. Wir empfangen Kräfte, die wir zum Leben brauchen. Es geht nicht um Vitamine oder Kalorien. Es geht um neue Kräfte für das müde Herz und die kranke Seele. Der von dem Herrn Jesus Christus gedeckte Tisch ist auch ein Tisch der Sammlung zu neuem Aufbruch. Wir werden von diesem Tisch neu ausgesandt in den Alltag der Diakonie. Die Gesandten Jesu Christi haben die Aufgabe, für die Würde des Menschen einzutreten und für Gerechtigkeit zu streiten. Jeder Mensch besitzt als Geschöpf aus der Hand des Schöpfers die gleiche Würde. Es gilt heute, diese Würde am Anfang und am Ende des Lebens besonders zu achten. Es gilt auch, für mehr Gerechtigkeit zu streiten. Unser Herr braucht uns, die Gaben, die wir an seinem Tisch empfangen, mit anderen zu teilen. Noch haben wir alle mehr, als wir unbedingt zum Leben brauchen. Noch haben wir Reserven, um mit anderen zu teilen.

Die 50. Aktion „Brot für die Welt“ wurde am 1. Advent 2008 in Berlin mit dem hoffnungsvollen Motto „Es ist genug für alle da“ eröffnet. Mit diesem Motto sollte zum Ausdruck gebracht werden, dass auf unserer Erde niemand Hunger leiden muss, wenn wir bereit sind zu teilen, wenn wir sorgsam mit der Schöpfung umgehen und wenn wir lernen, Konflikte friedlich zu lösen. Mit den Spenden in den vergangenen fünf Jahrzehnten konnte Millionen Menschen zu Nahrung, Wasser, Bildung und Gesundheit verholfen werden. Aber noch bleibt ein weiter Weg, bis Hunger, Armut und Gewalt überwunden sind.

Noch einmal erinnere ich an Jahre gemeinsamen Dienstes im Diakonischen Werk unserer evangelischen Kirchen. Vieles hat sich in den hinter uns liegenden Jahren verändert, eines ist geblieben: Wir alle brauchen immer wieder neue Orientierung für unser Leben aus dem Kursbuch der Bibel. Bleiben wir dankbar für den Gott, der immer neu mit uns anfängt. Freuen wir uns, dass Gott uns das Mitmachen in seiner Diakonie für andere Menschen erlaubt hat. Bleiben wir dankbar für die Gewissheit, dass Gott auch mein Leben zu seinem Ziel führen wird. Aus dem Glauben an Gott erwächst immer neue Freude zum Dienst. Als sich Johann Hinrich Wichern nach Mitarbeitern umsah, die ihm bei seiner Arbeit im Rauhen Haus in Hamburg helfen sollten, nannte er drei Eignungsmerkmale: Sie sollten in der Schrift bewandert, im Glauben gegründet und voll Liebe zum armen Volk sein. Werden wir nicht müde, um solche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu bitten. Eine bessere Qualitätssicherung für alle Diakonie, für das Handeln in der Liebe, die von Gott kommt, kann es nicht geben.

7. Schwerpunkte unserer gemeinsamen Dienstjahre:

Der Brückenschlag von „hüben nach drüben“. Eine geistliche Bilanz

In den Jahren der schmerzenden Grenzen und der trennenden Mauer haben wir Grenzgänger aus dem Westen immer mit großem Respekt zur Kenntnis genommen, wie sehr sich „die Schwestern und Brüder drüben“ mit ihrem Dienstgeber und mit ihrem Dienstauftrag identifiziert haben.

Wir haben sie um die Atmosphäre und um die Qualität ihrer kirchlichen und diakonischen Ausbildungsstätten oft sogar beneidet. Wir hatten oft den Eindruck, dass die künftigen Schwestern und Pfleger, die Diakone und die Kinderdiakoninnen, die Mitarbeitenden in den Einrichtungen für behinderte Menschen und die in den Verwaltungen Tätigen sich nicht nur zu ihrer Arbeitsstelle, sondern auch zur geistlichen Grundlage aller kirchlichen und diakonischen Arbeit ohne Vorbehalte bekannt haben. Mit einer Tätigkeit im kirchlichen oder diakonischen Feld war in aller Regel ein öffentliches Bekenntnis verbunden. Deshalb traf eine junge Generation ihre Berufsentscheidung oft auf Grund einer Berufung. Die viel zitierte Dienstgemeinschaft wurde nicht nur deklamiert, sondern praktiziert. Es liegt mir fern, die Vergangenheit zu verklären und einseitig gute Noten zu erteilen. Aber wir Grenzgänger nahmen doch immer wieder den Eindruck aus vielen Begegnungen und Gesprächen mit, dass die kirchliche Diakonie bei ihrer Sache war, ein deutliches Profil zeigte, das Kreuz auf sich nahm und es auch ertrug, aus vielen Arbeitsfeldern wie der Erziehung und der Jugendhilfe durch die staatliche Gesetzgebung ausgeschlossen zu sein.

Die Arbeitsvertragsrichtlinien der Diakonie sagen unmissverständlich: „Der diakonische Dienst geschieht im Auftrag Jesu Christi. Wer sich aus anderen Beweggründen zu diesem Dienst bereit findet, ist Mitarbeiter mit gleichen Rechten und Pflichten, er muss jedoch die evangelische Grundlage der diakonischen Arbeit anerkennen.“ Im Mitarbeitervertretungsrecht ist festgelegt, dass in Leitungsaufgaben nur gewählt werden kann, wer einer der zur „Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen“ gehörenden Kirche angehört. In den „Leitlinien zum Diakonats (1975) ist im Blick auf die hauptberuflich Mitarbeitenden festgelegt, dass sie sowohl Fachkompetenz wie auch Verständnis für den Gesamtauftrag der Kirche einbringen müssen. Der Zusammenhang der eigenen Tätigkeit mit dem Gesamtauftrag der Kirche oder die Auswirkung des Evangeliums auf den Fachauftrag müssen erkannt und vertreten werden. Die Satzungen der diakonischen Werke und Einrichtungen besagen eindeutig, in wessen Namen und Auftrag evangelische Diakonie geschieht. Ohne die Lage in der Diakonie der früheren DDR zu verklären und lieblos über die Mitarbeitenden im ehemaligen Westen zu urteilen hatten wir Grenzgänger aus dem Westen immer den Eindruck, dass diese Grundsätze in den Zeiten der DDR schon aus Gründen der Glaubwürdigkeit besonders deutlich beachtet wurden.

Nach der staatlichen und kirchlichen Vereinigung haben viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bittere Enttäuschungen und tiefe Verletzungen erfahren, als es um die Anerkennung der Gleichwertigkeit ihrer Ausbildung ging. Sollte jetzt nur noch die Fachlichkeit allein über den Standard und die Qualität einer Ausbildungsstätte entscheiden? Was vor der Wende Grund zu besonderer Wertschätzung war, konnte doch jetzt nicht zum Nachteil reichen. In geduldigen, aber oft doch recht schwierigen Verhandlungen mit staatlichen Partnern und durch viele Maßnahmen der Fort- und Weiterbildung konnten schließlich Brücken der Verständigung gebaut werden

und in den meisten Fällen die Anerkennung der Gleichwertigkeit von Ausbildungsgängen erreicht werden.

8. Gewinn oder Verlust?

Nach einer Architektenweisheit gibt es beim Bau eines Hauses sechs Stadien. Das erste Stadium lautet: Begeisterung. Alle sind begeistert. Wenn wir an die Nächte vom November 1989, den Fall der Mauer, die Züge durch das Brandenburger Tor und die Karawanen nach Westen denken, an die Nacht des 3. Oktober 1990 in Berlin, an unsere Stimmung bei der diakonischen Wiedervereinigung, dann gibt es nur eine Überschrift: Begeisterung. Das zweite Stadium lautet: Ernüchterung. Worauf haben wir Hausbauer uns nur eingelassen? Worauf haben wir uns in der vereinigten Kirche mit ihrer Diakonie eingelassen? Nach der anfänglichen Begeisterung tritt sehr rasch Ernüchterung ein. Das dritte Stadium: Verwirrung. Nichts läuft mehr. Das Alte gilt nicht mehr. Das viele Neue wird immer skeptischer betrachtet. Woran können wir uns noch halten? Können wir noch einmal zurück? Das vierte Stadium: Die Suche nach den Schuldigen beginnt. Vorwürfe werden erhoben. Wer hat uns eigentlich auf diesen Weg gebracht? Wo sind unsere Hoffnungen geblieben? Wer ist an der jetzigen Lage schuld? Sind es die Bonner, die Westler, sind wir es selbst? Ist uns zu viel übergestülpt worden? Fünftes Stadium: Bestrafung der Unschuldigen. An irgendeiner Stelle oder Person müssen sich Zorn und Enttäuschung entladen. Es muss Sündenböcke geben. Wen können wir bestrafen? Und das sechste und letzte Stadium: Die Auszeichnung der Unbeteiligten. Die Ordensverleihungen beginnen. Die Verklärung einer doch gar nicht zu verklärenden Geschichte beginnt.

Aber noch einmal: Es ist eine Architektenweisheit. Es geht um sechs Stadien beim Bau eines Hauses. Wir stimmen hoffentlich darin überein, dass diese Stadien trotz des gemachten Versuches nicht auf den Bau unseres gemeinsamen Hauses der Diakonie übertragen werden können und auch nicht übertragen werden dürfen. Aber wenn wir nach 20 Jahren Bilanz ziehen wollen, was überwiegt? Gewinn oder Verlust? Gewinnende Diakonie? Der Apostel Paulus hat den Wunsch, wenn er an seinen Auftrag in der Nachfolge Jesu denkt, dass er „ihrer viele gewinne“ (1Kor 9, 19). Die Väter und Mütter der Diakonie, an die wir beim großen Jubiläum der Diakonie 1998 in Wittenberg und an anderen Orten gedacht haben, wollten Menschen für das Evangelium von Jesus Christus gewinnen. Eine missionarische Diakonie wollte Menschen für den Glauben gewinnen, weil – nach der Satzung des Diakonischen Werkes – die tiefste Not des Menschen seine Entfremdung von Gott ist. Haben wir Menschen gewonnen oder haben wir noch mehr Menschen verloren? Bei allem Wissen darüber, dass letztlich dem Herrn Jesus Christus allein ein Urteil zusteht, bekümmert es uns doch, dass nicht mehr Menschen für die Botschaft des Evangeliums neu oder wieder gewonnen werden konnten. Die großen Hoffnungen, die wir

auch in der Diakonie mit der Errichtung von Kindertagesstätten und mit der Übernahme vieler einst kommunaler oder staatlicher Einrichtungen gehegt haben, gingen nicht in Erfüllung.

Aber gehören wir zu den Verlierern? Es bleibt schmerzlich, dass sich so viele Menschen im Osten als Verlierer der Einheit fühlen. Die Diakonie gehört auf gar keinen Fall zu den Verlierern. Sie hat viel gewonnen, an Freiheit, an Vertrauen, an Größe, an Einfluss. Aber nicht wenige sind der Meinung, die evangelische Diakonie habe ihr Profil verloren. Aus der im Evangelium verwurzelten und in ihre Kirche eingebundene Diakonie sei ein Wohlfahrtsverband geworden, der verwechselbar ist und dessen Dienste und Mitarbeiter/innen austauschbar seien. Hat die Diakonie die gewonnene Einheit mit dem Verlust ihres Profils und ihrer Identität bezahlt?

9. Diakonie ohne Zukunft?

Andere Fragesteller sind noch kritischer. „Konkurs der Nächstenliebe?“ So wird in einer Studie zur Diakonie zwischen Auftrag und Wirtschaftlichkeit gefragt.¹ Die Fragesteller kommen zu dem Ergebnis: „Keineswegs steht die Diakonie mit ihrem Gestaltungsprinzip der Liebe vor dem Konkurs. Vielmehr wird es zukünftig darauf ankommen, mutig und gestaltungsfreudig Profil zu zeigen. Hierzu ist ein modernes menschenorientiertes Management eine große Hilfe.“

Warum häufen sich die kritischen Fragen und die düsteren Parolen, wenn es um die Zukunft der Diakonie geht? Nach der politischen Wende in Deutschland und nach der Zusammenführung der Diakonie in Ost und West hat sich vor allem in den Kirchengemeinden der neuen Länder der Eindruck verstärkt, dass die Diakonie aus den Gemeinden ausgewandert ist und sich in selbstständigen Diensten, Institutionen und Strukturen organisiert. Aber auch im Westen wird diese Entwicklung schmerzlich empfunden. Schon vor Jahren meinte ein Gemeindegemeinderat in Württemberg bei der Visitation durch den Prälaten Diakonie als das definieren zu müssen, „was aus der Gemeinde weg ist.“ Das betrifft nicht nur die großen Diakoniewerke und Ausbildungsstätten, auch manche Beratungsstellen und Sozialstationen sind nicht mehr in einer sie tragenden Kirchengemeinde eingebettet. Immer wieder wird Klage geführt, dass die in ambulanten und stationären Einrichtungen der Diakonie tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter den Kontakt zur Gemeinde am Ort nicht pflegen oder schon verloren haben.

War im Osten unserer Kirchen schon die Erfahrung schwer anzunehmen, dass die Diakonie eine tragende Säule im Sozialstaat ist, gab die neue Erkenntnis, dass sich die Diakonie nun auf dem Markt bewähren muss,

¹ Vgl. *Steffen Fleßa/Barbara Städtler-Mach*, Konkurs der Nächstenliebe? Diakonie zwischen Auftrag und Wirtschaftlichkeit, Göttingen 2001.

Anlass zur Sorge. Die Diakonie unterliegt dem Wettbewerb und erfährt mehr und mehr Konkurrenz durch wachsende Zahlen privatwirtschaftlicher Anbieter. Immer mehr Alternativen zur diakonischen Arbeit sind gegeben. Qualität und Wirtschaftlichkeit gewinnen immer mehr an Bedeutung. Das vereinigte Europa hat weitere Öffnung der Märkte und noch mehr Freizügigkeit zur Folge. Damit steht auch die Diakonie vor neuen Herausforderungen.

Die Diakonie muss und wird sich diesen Herausforderungen stellen. Sie wird ihr Profil schärfen. Sie wird die Frage nach ihrer Zukunft wie die Frage nach der Zukunft der Kirche mit dem Hinweis auf die Zusage ihres Herrn beantworten: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Mt 28, 20). Der Herr Jesus Christus hat einen alle Christen verpflichtenden Dienstauftrag erteilt, der unabhängig von dem gesellschaftlichen Umfeld, in dem die Kirche lebt, erfüllt werden muss. Es ist auch in Zukunft nicht in das Ermessen oder Belieben der Kirche gestellt, ob sie Diakonie üben will oder nicht. Für alle Diakonie gilt ein Dauerauftrag, der besagt, dass sie sich vor allem um die Menschen zu kümmern hat, die auf der Verliererseite des Lebens stehen. Evangelische Diakonie braucht Frauen und Männer, die sich als Christen zu erkennen geben und ihren Dienst für die Menschen ganzheitlich verstehen, die sich der Menschen in leiblicher Not, in seelischer Bedrängnis und in sozial ungerechten Verhältnissen annehmen. Eine Diakonie, die sich immer stärker im Wettbewerb vorfindet, muss um so deutlicher um ihr geistliches Profil bemüht sein.

10. Was wird aus der Diakonie?

Die Diakonie unserer evangelischen Landes- und Freikirchen hatte in den hinter uns liegenden Jahrzehnten der Nachkriegsgeschichte viele Anlässe, eine Bilanz der Dankbarkeit zu ziehen. Im Bericht des Diakonischen Werkes 1985 heißt es: „Mit Dank gegen Gott sei festgehalten, was in 40 diakonischen Jahren als Frucht des Evangeliums gewachsen ist. Die helfende Gemeinde, deren Glieder Hilfe erfahren und Hilfe leisten, hat Profil gewonnen. Wir sind dankbar für ein selbstverständliches Miteinander von Behinderten und Nichtbehinderten. Keinem Geschöpf Gottes, weder dem werdenden noch dem verlöschenden Leben, darf der Respekt versagt werden. Das von Gott gewollte und gegebene Leben ist vor jeder Manipulation zu schützen. Der Schutz der Ehre und Würde des Fremden, des Ausländers und des Asylsuchenden ist diakonisches Gebot. Grenzüberschreitende Diakonie ist uns aufgetragen, weil Gottes Liebe keine Grenzen kennt. Dass eine besondere Gemeinschaft der Kirchen in den beiden deutschen Staaten gewachsen ist, die einen Lastenausgleich gegenseitigen Gebens und Nehmens einschließt, verdient besonders dankbare Erwähnung. In der ökumenischen Lerngemeinschaft Kirche haben wir Fortschritte in der Praxis des Miteinanderteilens gemacht.“

Zum 150-jährigen Bestehen der Inneren Mission 1998 war unter dem Titel „Die Macht der Nächstenliebe“ im Deutschen Historischen Museum in Berlin eine große Ausstellung zu sehen, die verdeutlicht hat, was in ein- und einhalb Jahrhunderten an sozialer Arbeit der Evangelischen Kirche erreicht wurde. Im gleichen Jahr haben der Rat der EKD und das Präsidium der Vereinigung Evangelischer Freikirchen eine Denkschrift über Grundlagen, Aufgaben und Zukunftsperspektiven der Diakonie veröffentlicht, in der die tiefe Dankbarkeit für den reichen Segen, den die evangelische Kirche und die ganze Gesellschaft durch die Diakonie erfahren haben, zum Ausdruck gebracht wird. 20 Jahre nach der Wiedervereinigung der Diakonie in Deutschland kann auch nur eine Bilanz der Dankbarkeit erstellt werden.

Die Zukunft der Diakonie hängt nicht von ihren preisgünstigen Angeboten, von ihrem Kundendienst und von einer geschickten Werbung ab. Sie wird Zukunft haben, wenn sie gute Haushalterschaft übt. Eine vertrauensvolle Zusammenarbeit im diakonischen Handeln mit den biblisch-theologischen Grundlagen kirchlicher Diakonie und den Einsichten und Hilfestellungen der Betriebswirtschaftslehre ist unumgänglich. Die Diakonie muss ihr Profil schärfen und ihre Qualität weiter verbessern. Die Qualität wird von den in der Diakonie Mitarbeitenden geprägt, von Schwestern und Erziehern, von Ärzten und Beraterinnen, von den Angehörigen der Dienstgemeinschaften, von den in Schulen und Ausbildungsstätten Tätigen. Sie alle sind ein Empfehlungsbrief der Diakonie, wenn der Hilfe bedürftige Menschen prüfen, wem sie sich persönlich oder ihre Angehörigen anvertrauen. Entscheidend für die Zukunft der Diakonie wird sein, ob in den Gottesdiensten der Gemeinde um Arbeiter in der Ernte Gottes gebetet wird und die Gemeinden sich nach Menschen in ihrer Mitte umsehen, die zum Dienst berufen werden können (nach Apg 6). Den Platz der Diakonie und den Umfang ihrer Arbeit werden auch die Bürger und Bürgerinnen mitbestimmen, die der Diakonie ihr Vertrauen schenken. Vornehmster Auftrag der Diakonie bleibt, die Liebe Christi auszuteilen. Wie immer sich die Zukunft gestalten wird, welche Arbeitsfelder vielleicht genommen und welche Einrichtungen aufhören werden, und eine Gewissheit kann uns im Glauben gelassen machen: „Die Liebe hört niemals auf“ (1Kor 13, 8).